

Friedrich von Tschudi und Jeremias Gotthelf über bernische Volkslieder

Autor(en): **Strübin, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **77 (1981)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117382>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Friedrich von Tschudi und Jeremias Gotthelf über bernische Volkslieder

Von *Eduard Strübin*

Ende 1976 haben Werner und Bee Juker den Ergänzungsband 18 der grossen kritischen Gotthelf-Ausgabe des Eugen Rentsch Verlags Erlenbach-Zürich vorlegen können. Damit hat die Edition eines schriftstellerischen Werks, das wie kaum eines für die schweizerische Volkskunde von Bedeutung ist, den glücklichen Abschluss gefunden¹. Auch dieser letzte Band ist wichtig; er enthält unter anderem vier Nummern eines Briefwechsels zwischen Friedrich von Tschudi (1820–1886) und Jeremias Gotthelf aus dem Jahre 1844, die, zusammen mit einem früher veröffentlichten Brief, von bernischen Volksliedern handeln².

Am 20. August 1844 bittet Tschudi, seit kurzem Stadtpfarrer in Lichtensteig SG, den bereits berühmten Volksschriftsteller um die Mitarbeit an seiner Sammlung von schweizerischen Volksliedern (E 18, Nr. 44).

Gotthelf antwortet am 30. August abschlägig und begründet die Absage. Er verspricht immerhin eine gewisse Mithilfe, hofft aber, im Gegensatz zu Tschudi, nicht auf grosse Ausbeute (Nr. 45).

5. Oktober: Tschudi hat aus Gotthelfs Antwort nur die Bereitschaft zur Mitarbeit herausgelesen. Er verbreitet sich über seine Auffassung des Begriffs Volkslied (Nr. 46).

Gotthelf am 21. Oktober: Er hat «mit grossem Schrecken» den Irrtum Tschudis wahrgenommen, er habe sich für die Sammlung im Kanton Bern zur Verfügung gestellt. Noch einmal begründet er seine Ablehnung, berichtet von seinen Bemühungen und rät, Pfarrer G. J. Kuhn in Burgdorf um Hilfe anzugehen (Nr. 47).

Am 15. Dezember legt Gotthelf abschliessend von seinen im wesentlichen erfolglosen Nachforschungen Rechenschaft ab (E 6, Nr. 83).

Diese paar dürren Angaben geben keinen Begriff von dem Reichtum an Bezügen und an bemerkenswerten Einzelheiten, die dieses schriftliche Zwiegespräch enthält. Es sei versucht, die wichtigsten Aussagen zu gruppieren und in einen weiteren Zusammenhang zu stellen.

¹ Sämtliche Werke in 24 Bänden. In Verbindung mit der Familie Bitzios und mit Unterstützung des Kantons Bern herausgegeben von R. Hunziker †, H. Bloesch †, K. Guggisberg † und W. Juker. Achtzehnter Ergänzungsband, bearbeitet von Werner und Bee Juker, Eugen Rentsch Verlag Erlenbach-Zürich, 1977.

² 1. Brief: E (= Ergänzungsband) 18, Nr. 44 (S. 80); 2. E 18, Nr. 45 (S. 81 f.); 3. E 18, Nr. 46 (S. 82 f.); 4. E 18, Nr. 47 (S. 83 f.); 5. E 6, Nr. 83 (S. 143 f.), dazu die teilweise etwas knappen Anmerkungen. – Die Originale der Briefe von Tschudis sind verschwunden, ebenso zwei Gotthelf-Briefe. Nr. 45 befindet sich in deutschem Privatbesitz.

Friedrich von Tschudi und seine Volksliedersammlung

Friedrich von Tschudi³, als Verfasser des klassischen Werks 'Das Tierleben der Alpenwelt' unvergessen, wurde 1820 in Glarus geboren. Dort und in Schaffhausen besuchte er die Schulen und studierte darauf in Basel Theologie. Nachdem ihn schon in Glarus sein Lehrer J. J. Reithard für Geschichte und Literatur begeistert hatte, fand er als Student Zeit, sich bei Wilhelm Wackernagel auch dem Studium der deutschen Sprache zu widmen. Wie so viele andere zog er reichen Gewinn aus den Studenten-Abenden im Hause des Professors, wo poetische Versuche besprochen wurden⁴. Einmal äusserte Tschudi, er vermisse «eine Anthologie der schweizerischen Dichtung und eine ausgedehnte Sammlung schweizerischer Volkslieder». Da spornte ihn Wackernagel an, selber zu handeln, und befürwortete namentlich eine Volksliedersammlung⁵.

Während seiner Pfarrtätigkeit in Lichtensteig (1843–1847) begann Tschudi die Pläne in die Tat umzusetzen. Er erstrebte eine Fortsetzung und Erweiterung der Sammlungen von G. J. Kuhn, J. R. Wyss und E. L. Rochholz⁶. Das Werk sollte «Volkslieder von den ältesten Kriegs- und Heldengesängen der Eidgenossenschaft an umfassen und bis in die Gegenwart fortgeführt werden». Auf eigene Sammeltätigkeit im 'Volk' verzichtete Tschudi im ganzen; er hat «einzig in Appenzell-Innerrhoden aus den eigentlichen Quellen geschöpft». Eifrig arbeitete er in Bibliotheken, durchstöberte Chroniken, Kalender, Reisehandbücher. Hauptsächlich äufnete er seine Sammlung «auf recht mühsame Weise durch einen weitläufigen Briefwechsel». Während er zum Beispiel von Ludwig Uhland Ermutigung und Hilfe empfing, musste ihm der alte Kuhn seine Mitarbeit versagen⁷. Nach

³ Emil Bächler, Friedrich von Tschudi 1820–1886. Leben und Werke, St. Gallen 1947.

⁴ Bächler (wie Anm. 3) 26f. – Über Wackernagel z. B.: Carl Spitteler, Wilhelm Wackernagel, der grosse Lehrer (Gesammelte Werke, 6, 158ff.).

⁵ Bächler (wie Anm. 3) 27.

⁶ G. J. Kuhn, Volkslieder und Gedichte, Bern 1806; 'Sammlung von Schweizer-Kühreihen und alten Volksliedern', 2. Aufl. Bern 1812, hrsg. von G. J. Kuhn, 3. und 4. Aufl. Bern 1818 und 1826, hrsg. von J. R. Wyss (abgekürzt: Kühreihen); zusammenfassend über die Sammlung: 'Schweizer Kühreihen und Volkslieder', Reprint der 4. Aufl. mit Kommentar von Brigitte Bachmann-Geiser, Zürich, Atlantis Verlag, 1979. – Siehe Paul Geiger, Volksliedinteresse und Volksliedforschung vom Anfang des 18. Jahrhunderts bis zum Jahre 1830, Bern 1912, 67ff. (über Kuhn), 89ff. (Wyss); Hans Trümper, Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jahrhundert, Basel 1955, 326ff. (Kuhn). – Ernst Ludwig Rochholz, Eidgenössische Liederchronik, Bern 1835.

⁷ Genaueres über die Sammeltätigkeit bei Bächler (wie Anm. 3) 346ff.

dem Verzicht auf das Pfarramt widmete Tschudi auch in St. Gallen seinen Sammlungen zunächst viel Zeit und Liebe. Dann aber wurde er durch andere literarische Arbeiten abgelenkt, und später trat er in die Politik ein, wurde sanktgallischer Regierungsrat, Ständerat, Mitglied des Eidgenössischen Schulrats. So musste die Volksliedersammlung gleich wie die Anthologie der schweizerischen Dichtung Torso bleiben. Das Material befindet sich in der Kantonsbibliothek Vadiana St. Gallen⁸.

Der Briefwechsel Tschudis mit seinem Amtsbruder in Lützelflüh ist im Zusammenhang mit seinem 'Korrespondentennetz' zu sehen.

Das Volkslied in der Sicht Friedrich von Tschudis

Tschudi ist der Romantik verpflichtet; dies verrät schon das romantische Bild von dem Volksliede, «diesem Schatze des Volksgeistes, den zu heben es nur der Zauberrute eines freundlichen Geistes bedarf» – als Zauberer denkt er sich Gotthelf. Das Wort 'Volk' fließt ihm leicht aus der Feder: «Ich suche Volkslieder im wahren Sinn des Volkes, in seiner Sprache, aus seinem Herzen, aus seinem Munde, und Sie, den Mann des Volkes, ... möchte ich so gerne bitten, mit Hand anzulegen an das volkstümliche Werk, und zwar umso mehr, als gerade Bern der Glanzpunkt schweizerischer Volkspoesie ist.» Diese Sammlung, die «ein Bild des tiefinnerlichen Volkslebens gewähren» soll, möchte die Lieder «einem drohenden Untergang entziehen und diese schönen Momente unseres Nationalwesens ... retten» (alle Zitate aus Nr. 44). Der nationale Gedanke spielt also mit hinein; Gotthelf würde sich durch seine Mitarbeit «den Dank manches Patrioten» verdienen

⁸ Nachlass Tschudi, Manuskript 2 A/4 (Briefumschlag 'Volkslieder'). Entgegen Bächlers Angabe S. 347 kein durchgearbeitetes Manuskript, sondern saubere Notizen auf losen Blättchen. Einteilung: 1. Kuhreihen, 2. Liebes- und Lebenslieder, 3. Kriegslieder. 1 und 3 sind Exzerpte (teilweise verschwunden), 2 zum Teil Abschriften vor allem aus Wyss' Texten zu den Kuhreihen (Bern 1826), zum Teil eigene Aufnahmen, Bezeichnung «mündlich»: ausser weitbekannten Kinderversen u. a. eine Gruppe 'Fliegende Einzelstrophen aus Innerrhoden' – lauter neckische Vierzeiler –, eine halb hochdeutsche Fassung des Streits zwischen Sommer und Winter «aus dem Munde einer alten Toggenburgerin» (vgl. Titus Tobler, Appenzellischer Sprachschatz, Zürich 1837, 425 f.) sowie eine Zusammenstellung 'Was in der Gemeinde Wildhaus im Oberrn Toggenburg gesungen wird' (1845). Eine Bearbeitung würde sich lohnen. – Unrichtig ist die Anmerkung in: Gotthelf, Werke E 18, 296, Tschudi habe Teile der Sammlung in der von ihm redigierten 'Illustrierten Zeitschrift für die Schweiz', St. Gallen 1849–1852, herausgegeben. Ausnahme: das Lied von der Schlacht bei Näfels «in der ursprünglichen Gestalt» (1849, S. 127).

(Nr. 46). Wenn er ferner den Reichtum des Kantons Bern an Volksliedern hervorhebt und später seine Meinung gegenüber dem skeptischen Gotthelf verfißt, beruht das weniger auf eigener Erfahrung als auf der Kenntnis der Veröffentlichungen der Berner G. J. Kuhn und J. R. Wyss.

In Nr. 46 legt Tschudi dar, was genauer er sich unter Volksliedern «im wahren Sinn des Volkes» vorstellt und damit als seiner Sammlung angemessen erachtet: «Ich verstehe unter Volkslied zunächst das im Munde des Volkes lebende, singbare, seinem Sinne ebenmässige Lied seiner Sprache» – also Mundartlieder; es kommt ihm besonders auf «das treue mundartliche Gepräge» an. Allerdings mit Ausnahmen; unter den Liedern, die das Volk seit alters singt, sind «auch Lieder in angestrebter hochdeutscher Mundart ... wie Muheims bekanntes Tellenlied». Überhaupt will er nicht eng sein: «wenn ich nicht irre, hat es schon seit Alters neben dem ehrbaren Bauerngesang (Psalmen) einen losen Gesang gegeben mit manch einem hübschen Liede. Nur das geradezu Obszöne bleibt weg.» Bei dem «losen Gesang» denkt Tschudi gewiss auch an die Kilterlieder, wie sie Kuhn – nicht zur Freude mancher Volkswächter – aufgegriffen und veredelnd weitergebildet hatte⁹. Dagegen bleiben, entsprechend Tschudis romantischem Ursprünglichkeitsideal, gewisse «neuere Lieder ... natürlich aus einer Sammlung weg, welche soviel als möglich die originalen Typen darstellen soll».

Ausgeschlossen werden zunächst die neueren hochdeutschen Lieder: «In neueren Zeiten fängt überhaupt das Moment des Allgemeinen auch auf diesem Gebiete des Lebens sich geltend zu machen, das Volk nimmt 'überhaupt schöne' Lieder auf, gewöhnt sich an die deutsche Mundart und verliert das spezifisch provinzielle Gepräge seines Gesanges und seine Naivetät.»

Ausgeschlossen bleiben aber auch die Dialektlieder «neuere und bekannten Ursprungs ... wie die von Kuhn, Wyss etc., denn entweder adoptiert sie das Volk nicht als *seine* Lieder, oder, wenn es auch geschieht, so sind sie doch zu neu, um in das substanzielle Volksleben einverbürgt zu erscheinen». Hier weicht Tschudi von den Kuhn, Wyss und Genossen, die neben 'authentischen' Volksliedern unbedenklich Bearbeitungen und eigene Schöpfungen als Volkslieder ver-

⁹ H. Trümpy (wie Anm. 6) 329. In der Vorrede der 2. Auflage seiner 'Volkslieder und Gedichte' (1819) klagt Kuhn über «Zeloten aller Art», die den Verfasser bei Anlass der 1. Ausgabe (1806) wegen seines 'Hoscho, Eisi' «mit ihrem strengen Zorngerichte verdammt» hätten.

öffentlich haben, entschieden ab¹⁰. Das 'Volk' hat sich bekanntlich nicht an Tschudis puristische Grundsätze gekehrt: Eine ganze Reihe schweizerischer 'Kunstlieder im Volksmund' jener Zeit, namentlich solche von Kuhn, sind schon bald nach ihrer Entstehung naiv als Volkslieder gesungen worden¹¹.

Die Stellung Gotthelfs zum Volkslied

Gotthelf hat eine starke Hinneigung zur 'romantischen' Sage gehabt. Seine Sagenerzählungen sind mehr als der Ausdruck einer Modeströmung, mehr als Zeitvertreib; sie entsprechen einem Teil seines Wesens¹². Trotz seinem Ausspruch «Es ist hohe Zeit, die Sagen zu sammeln»¹³, ist aber das Sammeln nicht seine Art; er «behandelt», er «bearbeitet» sie – und wie: «Hier endlich eine Sage, von der ich drei Bruchstücke aufgehabelt, deren Verknüpfung mein armes Gehirn in Anspruch nahm»¹⁴; es ist 'Die schwarze Spinne', die freilich von damaligen Kritikern zur «Belletristerei» gezählt wurde¹⁵.

Mit dem andern wichtigen Zweig romantischen Bemühens, dem Volkslied, war er weniger vertraut, wenn schon J. R. Wyss an der Berner Akademie sein Lehrer gewesen war und sich seiner «besonders freundlich und väterlich» angenommen hatte¹⁶ und er mit G. J. Kuhn, dem Amtsbruder im unweiten Burgdorf, sehr wohl bekannt war.

Wertvolle Aufschlüsse geben seine Antworten an Tschudi. Sie sind natürlich nicht theoretischen Überlegungen zum Volkslied entsprungen, sondern vom Augenblick eingegeben, temperamentvoll, zumal er sich einer ihm zgedachten Aufgabe entziehen möchte. Er nennt

¹⁰ Kuhn hatte seine eigenen Lieder 'Volkslieder' genannt: «Entstehungsart und Zweck meiner Volkslieder»; «Ich sang, was das Volk etwa singen würde, wenn es seine Lieder selbst verfertigte»; «Lieder ... ganz im Tone des Volkes» (aus der Vorrede von 1819). – Bereits die 2. Auflage der Kühreihen enthält ein Lied von Wyss, zwei von Kuhn.

¹¹ Schon der erste Versuch Kuhns, 'Bueb, wir wey uf ds Bärkli trybe', schlug beim 'Volk' ein; auf einer Wanderung im Kiental hörte er das Lied singen und sah, «dass es vielen das Herz traf und sogar den Sennen die Augen netzte»: Heinrich Stickelberger, *Der Volksdichter Gottlieb Jakob Kuhn*, Bern 1909, 51. Besonders beliebt wurde sein 'Lied vo mym Blüemeli', das deutlich an ein Volkslied anklingt: H. Trümpy (wie Anm. 6) 329.

¹² Er hat sich bezeichnenderweise, wie er 1842 schreibt, J. Grimms *Deutsche Mythologie* «zu Gemüte geführt» und sich mit dem «Herthadienst in der Schweiz» beschäftigt (E 5, 192).

¹³ E 5, 142, Brief an J. K. Mörkofer, 3. August 1841.

¹⁴ E 5, 115, Brief an A. Hartmann, 25. Mai 1841.

¹⁵ E 5, 325, Brief K. R. Hagenbachs, 26. Juli 1843.

¹⁶ E 18, 13, aus der Selbstbiographie vom Februar 1848.

Tschudis Unternehmen «preiswürdig», sich selbst dagegen «einen sehr Unwürdigen». Ein tieferes Verständnis des Volkslieds spricht er sich ab, indem er sich als unmusikalisch und auch unpoetisch erklärt, als einen, «dem das Ohr für die Musik verschlossen ist, ja selbst für jegliches Versmass, so dass er nicht bloss nicht fähig ist der gebundenen Rede, sondern nicht einmal die fehlenden Füsse merkt. Ich glaube nicht, dass es in Israel einen in dieser Beziehung so verstockten Menschen gibt als mich» (Nr. 45). Das ist keine zweckhafte Übertreibung; wenige Jahre vorher hat er Freund Hagenbach in Basel, dem die Verse (allzu) leicht hervorsprudelten, diese Schwäche gestanden: «Sobald ich etwas versen will, so gleicht mein Sprachvorrat einem See, der zu Zeiten abläuft, dass kein Tropfen mehr vorhanden bleibt. Setze ich zur Prosa an, so rauschen die Worte wieder herauf, und ich kann so ungefähr sagen, was ich will.»¹⁷

Dann äussert sich Gotthelf über seine Kenntnis bernischer Volkslieder und behauptet, nur fünf zu kennen: Ich stund auf hohem Berge, Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten, Im Aergäu sy zweu Liebi, Simeliberg, Wie wohl ists em Meitschi, wens ledig ist – «soviel ich weiss, ist das alles bereits gedruckt»¹⁸. Vollständig ist seine Liste nicht; «sogenannte Lumpeliedli, welche aber alle Zoten enthalten», lässt er beiseite, so wie Tschudi auch. Schliesslich erinnert er sich an eine weitere Art von Liedern, «sogenannte Spott- und Trotz-Lieder von einer Gemeinde gegen die andere. Diese sind aber zumeist ver-

¹⁷ E 5, 257, Brief an K.R. Hagenbach, 8. Dezember 1842. – Wenn er selber Verse verbrach, liess er sie gelegentlich korrigieren, da er sie «doch zu schauderhaft fand» (E 6, 178, an J. J. Reithard, im Blick auf 'Merkwürdige Reden, gehört zu Krebslügen', 18, 105–119). – Offenbar hat er sich privat als «schlechter Hofpoet» betätigt (E 6, 127). – Im Familienkreis sang er. Spasshafte Schilderung mit Nennung folgender Lieder: Guter Mond, du gehst ..., Es kann ja nicht immer so bleiben, Arm und klein ist meine Hütte, Das waren mir selige Tage (E 7, 260f.).

¹⁸ In Nr. 47 redet Gotthelf von drei bereits genannten Liedern, welche aber alle «im Aargauer Liederbuch» ständen. Gemeint ist das 'Liederbuch der Schweizer', 1. Aufl. Aarau 1825; 2. Aufl. (1828) 'Schweizer Liederbuch'; 3. und 4. Aufl. (1833, 1838) 'Allgemeines Schweizer Liederbuch'. – Im Schweizer Liederbuch enthalten sind: 'Ich stund ...' (1.–4. Aufl.), weit verbreitet, erstes Lied in J.G. Herders 'Stimmen der Völker in Liedern' (1778), Kühreihen³ (S. 72f., ebd. XVIII: aus dem Repertoire der Schiffermädchen auf dem Brienersee; 'Im Aergäu' (nur 1. Aufl.), Kühreihen³ S. 65f.; 'Simeliberg', Kühreihen² S. 20ff. und IV; erste Niederschrift von K. Spazier (1790), vgl. H. Trümpy (wie Anm. 6) 274 und Anm. 4. – Nicht im Liederbuch: das weitbekannte 'Heinrich schlief', gedichtet von dem Stuttgarter Joh. Fr. Aug. Kazner, gedr. 1779; siehe Sigmund Grolimund, Volkslieder aus dem Kanton Solothurn, Basel 1910, 15f. und 95; Otto v. Greyerz, Im Röseligarte (Neudruck 1976) 5, 34 und 79; John Meier, Kunstlieder im Volksmund, Nr. 131. – 'Wie wohl ist's ...' liess sich nicht nachweisen.

schwunden, in den 'Alpenrosen' stehen noch Reste von Kuhn in Burgdorf» (Nr. 47)¹⁹.

Mit seinen spärlichen Angaben will der Dichter nun aber nicht nur seine eigene Unkenntnis erweisen, sondern die «Armut ... des Kantons Bern in Volksliedern ... Ich glaube ihn arm, Sie reich» (Nr. 47). «Ich bin ein etwas potenziertes, aber getreues Berner Kind, gnädig war uns bei der Austeilung der Gaben Gott nicht» (Nr. 45). Und er erbringt (Nr. 45) einen Beweis dafür in Gotthelfscher Manier:

«Wie unpoetisch der Berner ist, mögen Sie daraus entnehmen, dass vor der Revolution [von 1798], also bis Ende des vergangenen Jahrhunderts, unsere Bauern an den Markttagen in Bern in den Kellern, d.h. in den Wirtschaften, in welchen sie tranken, nichts als Psalmen sangen, absonderlich den 25. und 42. Stellen Sie sich nun vor einen vollen Mann, das Glas in der Hand, ein Mädchen auf den Knien und singend, dass er blau wird bis auf den Nabel: Du mein einziges Verlangen, Gott, zu Dir erhebe ich mich, oder: Ich erhebe meine Seele mit Verlangen, Gott, zu Dir, wie nach einer Wasserquelle ein Hirsch schreiet mit Begier²⁰. Das waren Volkslieder! Dieser einzige Zug enthüllt eine wichtige Seite unserer sehr eigentümlichen Natur.»

Wie weit diese burleske Miniatur die Wirklichkeit hinter sich lässt, ist schwer zu sagen²¹.

¹⁹ Schon Kuhn weist in den Kühreihen² auf solche Lieder hin; er kenne selbst eines, «das in ununterbrochener Reihe fast alle Dörfer des Emmenthals durchzieht» (Vorrede IV). Greyerz, Röseligarte IV, 62 bringt das 'Geisshänkerlied', verfasst von Christian Wiedmer (Spottlied der Signauer auf die Langnauer). Siehe noch S. 10 unten. – Die 'Alpenrosen' enthalten keinerlei Spottlieder auf Gemeinden, einzig einen Knaben-Mädchen-Neckvers; siehe H. Trümpy (wie Anm. 6) 277; Liste aller Beiträge von Kuhn in: Alfred Ludin, Der schweizerische Almanach 'Alpenrosen' und seine Vorgänger, Diss. Zürich 1902, 178f.

²⁰ Die beiden Psalmen finden sich auch im 'Berner Gesangbuch. Psalmen, Lieder und Festlieder', Bern 1853, 36 und 61, auf der Fassung von Joh. Stapfer (1775) fussend.

²¹ Gesang von Psalmen als 'Volkslied': Wyss, Kühreihen³: «Wenn der gemeine Mann auf Ernsteres und Höheres ausgeht, so nimmt er seine Zuflucht zu Psalmen, zu geistlichen Liedern» (Vorrede XVII). – Psalmen, u.a. 'Wie nach einer Wasserquelle', neben andern geistlichen und weltlichen Liedern bei gemeinsamem Spinnen im Freien: bei Jakob Stutz, Sieben Mal sieben Jahre aus meinem Leben, neue Ausg. 1927, 78. 81 (Zürcher Oberland, gegen 1810). – Psalmen im Wirtshaus u.ä.: Positiver als Gotthelf äussert sich ein anderer Berner im Jahre 1794 (abgedr. in: Berner Taschenbuch 1871, 236f.): Man hörte «öfters in den Dörfern an häuslichen Festen vierstimmigen Psalmengesang, ja selbst in der Stadt bisweilen an Dienstagabenden ertönte derselbe aus den Weinkellern herauf, wenn der Rebensaft die Gemüter der marktbesuchenden Bauern und Landmädchen fröhlich gestimmt hatte.» Negative Urteile: Psalmen und geistliche Lieder werden gesungen, wenn die Leute «vom Wein erhitzt oder sonst muthwillig und geil sind» (P. Geiger [wie Anm. 6] 22). Pfarrer Huber, Sissach, fragt sich im Jahre 1778, warum die Kinder der Landschaft Basel die ihnen mei-

Zusammengesehen sind Gotthelfs Auffassungen vom Volkslied erstaunlich 'modern': Volkslied ist für ihn wirklich jedes von den Leuten gesungene Lied, sei es nun das ältere Mundartlied vom Simeli-bärg, ein Psalm, ein 'Kunstlied im Volksmund' wie 'Heinrich schlief' oder auch (nach Nr. 47) das Kuhnsche 'Bueb, mir wey'. Dass dem Dichter darüber hinaus an Volksliedartigem im heutigen Sinn mehr bekanntgewesen ist, als ihm bewusst war, kann man seinen Werken mit ihren zahlreichen Zitaten, Anklängen, Anspielungen entnehmen (siehe den Exkurs unten S. 10–12).

Gotthelfs Bemühungen als Explorator

Trotz seinen Einwendungen erteilte Gotthelf Tschudi nicht eine runde Absage, sondern versprach, für ihn zu tun, was er könne.

Er wandte sich «an Begabtere, namentlich dem Oberlande zu» (Nr. 45), wartete dann allerdings vergeblich auf Antwort. «Hier herum habe ich mich mit Pfarrern und Sängern unterhalten»; diese kennen aber keine andern Lieder, als die er selbst bereits genannt und die so auch im 'Aargauer Liederbuch'²² ständen (Nr. 47). In Bern, wohin er sich eigentlich begeben hatte, um dem Kunstmaler Dietler zu seinem Porträt zu sitzen, besuchte er den Markt und sprach mit denen, an die er geschrieben hatte. Er habe aber «allwärts die Antwort erhalten: 'Ja du gute Bitzi, da wüsse mr nüt, u das söttist Du doch selber wüsse'» (Nr. 83). Bei Landammann Blösch, den er damals mehrfach zu politischen Unterredungen traf, bemühte er sich um Trotz- und Spottlieder. Jener hatte nämlich den schriftlichen Nachlass des im Februar des Jahres 1844 verstorbenen Burgdorfer Politikers Carl Schnell in Händen, in welchem sich solche befinden sollten (Nr. 83).

Endlich griff Gotthelf auf die unbestrittenen Autoritäten, auf Wyss und Kuhn, zurück (Nr. 83). Er nannte Tschudi zwei Persönlichkeiten, die ihm den Zugang zum ungedruckten Nachlass des 1830 gestorbenen Prof. J.R. Wyss vermitteln könnten (Nr. 83)²³. Für Kuhn

stens unverständlichen Psalmen und Kirchenlieder lernen müssten, «die sie hernach zur Ärgerniß vieler Leute, bey allen Anlässen, so gar bey ihren Saufgelaichen (so!) wiederhohlen?» Lavaters 'Schweizerlieder' wären «schicklicher» (Staatsarchiv Basel, Erzieh.akten EE 1, 'Über die Verbesserung der Land-schulen').

²² Gemeint ist das 'Schweizer Liederbuch', siehe Anm. 18.

²³ In der Burgerbibliothek Bern, Mss. Hist. Helv. XII 61–69 «Sammlung von Alten Schweizer-Liedern Zum Theil aus handschriftlichen, zum Theil aus gedruckten Chroniken, und fliegenden Blättern zusammen getragen, durch Joh. Rud. Wyss prof. philos.» (Bern 1809ff., acht Bändchen Texte, ein Bändchen Inhaltsverzeichnis).

stellt er sich selbst als Mittelsmann zur Verfügung (Nr. 47), wiewohl er von früher her «der leidigen Politik wegen» nicht am besten mit ihm steht²⁴. Aber Kuhn ist eben der Kenner, «der das Lied in allen seinen Richtungen studiert hat, aushelfen und vor allem aus Bericht erstatten kann über die Berner Volks-Poesie». Kuhn, «der bernerische Volksdichter, ein Namen, den er kaum jemand anders zugestehen wird, und zwar mit einigem Recht», will jedoch in solchen Dingen direkt angegangen sein. So überbringt ihm Gotthelf einen Bittbrief Tschudis und unterhält sich mit ihm auch über den Gegenstand – «er ist im allgemeinen [hinsichtlich des vorgeblichen Reichtums an Liedern im Bernbiet] ganz meiner Ansicht», fügt er ein wenig triumphierend bei.

Kuhn musste Tschudi enttäuschen; der alternde und kränkliche Volksdichter sagte ab. Sein Brief, den Bächler veröffentlicht hat²⁵, verdient in diesem Zusammenhang wiedergegeben zu werden:

«Sie sammeln schweizerische Volkslieder, die aus dem Volke selbst hervorgingen, und wünschen Beiträge von mir. Es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, dass Sie in mehr als einer Richtung zu spät kommen. Denn die Zeit ist längst vorüber, da unser Volk seine Lieder selbst machte. Die Halbbildung und Afterbildung – ich gehe bis auf 70 und mehr Jahre zurück – hat solche Lieder mit Hochmut verscheucht. Man findet das zu gemein, die eigentliche Volkssprache zu trivial, man schämt sich derselben. Hat doch jemand mir selbst meine Volkslieder als Gassenhauer bezeichnet! So sind die alten Lieder verlorengegangen und schwer noch aufzufinden. – Ich glaube übrigens, dass Sie mit J.R. Wyss, Rochholz und meinen Liedern so ziemlich alles ausgefischt, was aus diesem Teich zu holen ist, und ich fürchte, Sie werden Mühe haben, viel nicht schon Bekanntes aufzufinden. Ich habe den Mut nicht mehr zu solchen Dingen. Ich wünsche, dass Sie jemand finden, der Ihnen helfen könnte, wie ich es gerne wollte.»

Die Vermittlung des Kontaktes mit Kuhn ist die letzte nachweisbare Bemühung Gotthelfs um Tschudis Volksliedersammlung²⁶. Dass er sich überhaupt bemüht hat, ist erstaunlich genug. Wenn einer, hätte er sich als überlastet entschuldigen können: mit den aufreibenden Amtsgeschäften als Pfarrer der «zerstreutesten» Pfarrei im Kanton, mit der schweren Belastung durch die «leidige Politik»²⁷ – und

²⁴ Kuhn, schon 1798 'aristokratisch' gesinnt, war ein heftiger Gegner, der junge Bitzius ein eifriger Anhänger der liberalen Volksbewegung von 1830 gewesen; später verstand Gotthelf Kuhns Standpunkt je länger, je besser.

²⁵ Bächler (wie Anm. 3) 346.

²⁶ Als Redaktor der 'Neuen Illustrierten Zeitschrift für die Schweiz' nahm Tschudi die Verbindung wieder auf und bat Gotthelf um Beiträge (E 18, 85 f.). Dieser überliess ihm nach und nach vier Stücke: Wahlängsten und Nöthen des Herrn Böhneler, Die Erbbase, Etwas vom Sumiswalder Schiessset, Die Sage vom Meyer auf der Mutte.

²⁷ E 6, 144: «Unsere politischen Zustände nahen sich einem Abgrund», schreibt er eine Woche nach dem ersten Freischarenzug. Anfangs 1845 wird er aus politischen Gründen als Schulkommissär schmähsch entlassen werden.

schliesslich ist er der 'Volksschriftsteller', der in dämonischem Schöpferdrang der Welt seine Bücher an die Köpfe wirft²⁸. Dass er sich Tschudis Anliegen nicht verschlossen hat, wirft ein Licht auf einen in der Gotthelf-Literatur wenig genannten Charakterzug des Dichters: auf seine uneigennützigste Hilfsbereitschaft.

Exkurs: Überblick über Volkslieder und -reime in Gotthelfs Werken

Die Angaben gehen über die bei Ed. Hoffmann-Krayer²⁹ hinaus, können aber ebenfalls nicht vollständig sein.

In manchen wichtigen Werken fehlen Volkslieder und -reime, so in den beiden Uli, in Geld und Geist, im Geltstag, in Käthi die Grossmutter. Auf den Vorschlag A. E. Fröhlichs (E 6, 339f., 31. Dez. 1846), es Berthold Auerbach gleichzutun und in seinen Geschichten «eine Blumenlese von Volksliedern» zu bieten, ist Gotthelf nicht eingetreten.

Immerhin lässt er mehrfach an im Handlungsverlauf wichtigen Stellen Lieder singen. So erscheint G. J. Kuhns 'Lied vo mym Blüemeli' (vgl. H. Trümphy 329 und Anm. 3) im Bauernspiegel (1, 377) und als Schlusseffekt in der Vehfreude (12, 489), ferner in 19, 20 (Der Besuch auf dem Lande = E 1, 89, Esau). Besonders zahlreich sind die Beispiele im Schulmeister-Roman: das alte Gebet 'Herr Jesus in der Kilchen sass' (3, 225)³⁰, als Warnung Mädelis vor Verschwendung (3, 68) «das bekannte Lied My Schatz, we du de zMärit tuesch gh»³¹, ein Spottlied der lustigen Schulmeister auf die geplagten Bauern (2, 164), das Peterli im Schulmeisterkurs – sicher inoffiziell – gelernt hat: 'We die Bure früh aufstah', «das wahrscheinlich mit einigen Variationen ein Soldatenliedchen gewesen war»³². Die Spottlieder auf Peterli selbst (2, 52 und 308) könnten von Gotthelf selber stammen, ebenso vielleicht der Spass 'Mis Herz isch trurevoll ...' (20, 18 Dorbach), «das einzige Lied, das er [ein gutgelaunter Wirt] in seiner Gewalt hatte»; sicher 18, 105 ff., siehe oben Anm. 17. Authentisch volkstümlich ist wohl der Vierzeiler auf die Kilchberger Meitschi (23, 302 und Anm. 24, 404).

²⁸ E 4, 288, Brief an J. Burkhalter, 26. Dezember 1838.

²⁹ Eduard Hoffmann-Krayer, Volkskundliches aus Jeremias Gotthelf, in: AVkS 18 (1914) ff.

³⁰ Vgl. Ludwig Tobler, Schweizerische Volkslieder, Frauenfeld 1882, 1, 195.

³¹ Kühreihen² 37f. (4. Strophe); zuerst 1789 bei K. Spazier (H. Trümphy [wie Anm. 6] 274).

³² L. Tobler (wie Anm. 30) 1, 158, mit Parallele aus: Jakob Stutz, Gemälde aus dem Volksleben.

Daneben liebt es Gotthelf, zur Ausmalung einer Situation Lieder oder Sprüche zu zitieren, bald mehr beiläufig, bald mit starkem Gewicht. Er braucht die Wendung «wie es im Liede heisst» und ähnliche: 2, 227 «Er wirds o ha, wie es im Lied heisst: Damasse, Damasse. Wenn wey mr witzig werde?» (ohne Nachweis); 9, 415 Aus den Augen, aus dem Sinn (vgl. SVK 7, 13 f.); 13, 269 Es ist kein Dörflein so klein; 13, 317 ...Schneiderlied ... da kam die Frau Meisterin und zog uns bi de Bene; 20, 259 Ds Anneli wott verfrüre a dr Sunn; 20, 422 (Seidenweber) «...in einem alten Liede Kein Mensch kann sie erraten, kein Jäger erschiessen»³³. Bedeutungsschwer klingt 2, 86: «Ein alt schön Lied sagt, der Mensch sei halb Tier, halb Engel»³⁴; vollgewichtig können auch alte Spässe werden, etwa 21, 146 (Der Sonntag des Grossvaters) «...wie es im alten Bohnenliede heisst: O alte Ma, wie lebst so lang»³⁵; selbst Kinderverse, indem sie auf das öffentliche Leben hin angewendet werden: so «Üsi Tante Dorothee/ mit ihren längen Füessen/ist sibe Jahr im Himmel gsi...» (3, 395, kürzer auch 12, 203 und 24, 192)³⁶; geradezu unheimlich wirkt «es war, wie es im Liede heisst: Hansli soll gah Birli schüttle» mit seinem politischen Hohn (13, 366 Zeitgeist!)³⁷. Formal verschieden, aber im Ton gleich ist der Spott auf politische Ratlosigkeit (E 1, 318 Esau): wenn «niemand nichts mehr weiss, alles den alten Zürchermarsch singt: 'Mir vrlürents, mir vrlürents! Glaubs bi Gott au, Glaubs bi Gott au!' dann kömmt man und sagt: 'Hättet ihr geredet, ihr Donners Hosenscheisser...» Als Beispiel für kurze Anspielungen diene 20, 421 (Seidenweber) «...meine Frau sollte mir das, der wollte ich das Mailied singen» (Drohung eines Ehemanns; ohne Nachweis, doch wohl nicht das bekannte Der Maien ist kommen, Kühreihen² 42 f.).

Für die Beschäftigung Gotthelfs mit dem Volkslied sind noch folgende Stellen besonders beachtenswert: Offenbar hat sein Briefwechsel mit Tschudi im Esau-Roman, an dem er eben arbeitete, eine Spur hinterlassen (E 1, 89 = 19, 20 Besuch). Das Bauernmädchen Anne Babeli war nicht gebildet, «aber singen konnte es schön, und wenn

³³ Die Gedanken sind frei; vgl. J. Meier, Kunstlieder (wie Anm. 18) Nr. 376.

³⁴ Bei J. Meier, Kunstlieder (wie Anm. 18) nicht vorhanden, nach Ferdinand Vetter, Ergänzungsband seiner Gotthelf-Ausgabe S. 94, ist das Lied 'Was ist der Mensch? Halb Tier, halb Engel' von Joachim Lorenz Evers, Altona, 1758–1807, gedichtet.

³⁵ Zitiert und spasshaft weitergeführt in 21, 218 (Der Ball); die phantasievolle Rückführung des Bohnenlieds auf Niklaus Manuel abgedruckt bei Gertrud Züricher, Kinderlieder der deutschen Schweiz, Basel 1926, Nr. 1517 Anm. 12.

³⁶ G. Züricher (wie Anm. 35) Nr. 4734, für den Kanton Bern vielfach bezeugt.

³⁷ G. Züricher (wie Anm. 35) Nr. 2718–2745.

es sang 'Herz, mys Herz, warum so trurig' (Wyss, Kühreihen² 44f.) oder 'Ha am ene Ort es Blümeli gseh' (Kuhn) oder 'Heinrich schlied bei seiner Neuvermählten', so ward sein Herz so voll und schwer». Spott des Dichters über die Volkslied-Mode mischt sich in die Schimpfrede eines Majors über die «verfluchte Musikstunde»: «Ich glaube nicht, dass eines von meinen Meitschene es dazu gebracht, das 'Hoscho Eisi' zu spielen.» «'Fi donc', sagte die Majorin.»³⁸ Vollends grotesk wirkt die Verspottung des Sammelns von Volksliedern 23, 407ff.: Der englische Meisterschütze Lord Vernon hatte am Sumiswalder Schiesset «seine herzliche Freude an unsern Nationalliedern... und trieb später Melodien zusammen, so viel zu haben waren. Die Melodie, welche ihm am besten gefiel, ... war ein herrlicher Choral. Nach späteren Berichten soll er denselben am Tauffeste des englischen Prinzen an der königlichen Tafel gesungen, tiefgefühltes Entzücken erregt, den stürmigsten Beifall erlangt haben... Die der Melodie unterlegten Worte heissen nach der ursprünglichsten Lesart: Hau dr Katz dr Schwanz ab! [usw.]»³⁹ In die Tiefen von Gotthelfs Gedankenwelt führen dagegen die Äusserungen über den Volksgesang in der grossartigen Abhandlung 'Ein Wort zur Pestalozzifeier' von 1846: Ehedem habe man über «allzu grosse Stabilität in den Schulen geklagt, besonders im Gesang»; man habe immer das gleiche aus den alten Büchern gesungen, «welche man ja in allen Häusern hätte, Psalmenbuch, Bachofen, Schmidli[n] und allfällig auch Gellert». Nun schaffte man neue Gesanghefte an..., «welche zerfuhren, sobald man sie ansah», jeden Winter neue, «und jetzt weiss man kaum mehr, was singen ist». «Am seltensten aber wird es sein, Eltern und Kinder miteinander singen zu hören. Das junge Geschlecht ist [aus Schuld der Schule!] vom alten losgerissen» (E 12, 313)⁴⁰ – auch ein Beitrag zur Frage der Kontinuität.

³⁸ Das umstrittene Kilterlied Kuhns; siehe Anm. 9.

³⁹ G. Züricher (wie Anm. 35) Nr. 1304.

⁴⁰ Über die Beliebtheit der Psalmen, der Gesangbücher von Bachofen und von Schmidlin, der Lieder Gellerts im Zürcher Oberland um 1800: Ursula Brunold-Bigler, Jakob Stutz' Autobiographie als Quelle populärer Lesestoffe, in: SAVk 75 (1979) 34–36.